

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 128.

Donnerstag, 11. Mai

1933.

## Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenberq.

18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Der dumme, dumme Junge . . .“ dachte Maree und spürte nichts, als einen heftigen Zorn auf die sittliche Entrüstung der Dohringens.

„Ja, und wissen Sie auch noch nicht, was weiter passiert ist? Heut' in aller Herrgottsfrüh klingelt's aus Rominten an — die Franziska ganz aufgelöst am Telephon! Was denn mit Hanno passiert wäre? Ob er denn bei uns gewesen wäre? Er sei in der Früh heimgekommen — und hat sich in sein Zimmer eingeschlossen — und wie sie versucht hat, hineinzugehen — sie haben aufbrechen müssen — da hat er der Länge nach auf dem Boden gelegen — angeschossen hatte er sich —“

„Was hat er?“ Maree stößt es hervor, ihre Hand hat den Arm der anderen gepackt.

„Angeschossen — ich sag' es ja! Nun bitte ich Sie — was sollen die Leute denken? Der Eklat! Was werden sie alle der Vi anhängen, dem armen Ding, das an allem so unschuldig ist . . .!“

„Um Gottes willen — lebt Hanno?“

„Aber ja — natürlich lebt er! Vor allen Dingen muß man sehen, daß nichts unter die Leute kommt, die warten ja nur darauf, daß sie einem was anhängen können! Man weiß doch, wie die Bekannten sind! Deshalb bin ich ja so froh, daß ich es Ihnen persönlich erzählen konnte, liebe Frau von Offersdorf! Ich bringe die Vi natürlich gleich weg, ich bin mir nur noch nicht ganz klar, ob ich sie in ein Institut tun soll oder zu Verwandten — Gott, wenn Sie wüßten, wie die Männer schon jetzt hinter dem Rind her sind —“

„Bardon, Frau von Dohringens, aber — ich möchte zu meiner Cousine.“

„Sie wollen hinsahren? Aber doch nicht gleich im Augenblick? Warten Sie doch nur, ich dachte, Sie könnten mir vielleicht einen Rat geben — wir setzen uns in die Konditorei — ich bin ja so außer mir.“

„Es tut mir leid, Frau von Dohringens, aber ich will sofort nach Rominten.“

Und ehe Uda etwas erwidern kann, ist Maree um die Ecke verschwunden.

Sie stürmt die Straße hinunter zu ihrem Auto. Tur springt ihr bellend entgegen. Maree reißt die Tür auf — sie fällt beinahe auf den Sitz und drückt auf den Anlasser, während sie mit der Linken den Schlag zuzieht.

Der Wagen saust die Bahnhofstraße hinunter. Es sind nur ein paar Kilometer bis Rominten. Rechts und links von der Straße fliehen die Stämme der Buchen vorüber, das Auto schwankt bedenklich auf dem Waldweg. Noch nie ist Maree in solchem Tempo gefahren. Der Terrier sitzt an ihr Knie gedrückt, weil er sonst immerzu hin und her geschleudert wird . . .

„Wie konnte Hanno — wie konnte er — — —“

Marees Augen starren auf die Glasscheibe, hinter der sich das Band der Straße im rasenden Tempo abrollt. Da — Wegkreuzung.

Abschneiden durch die Schneise. Der Boden ist hart gefroren, aber sie muß die Schnelligkeit des Wagens ein wenig verringern.

Udas Tochter — ein paar helle, sehr wissende Augen in einem noch unfertigen Mädelsgesicht kommen Maree ins Gedächtnis . . . Das sehr bewußte Lächeln einer Bierzehnjährigen!

Daß Hanno angefangen haben — und ausgerechnet bei Vi Dohringens auf Widerstand gestoßen sein sollte —

Etzel bog Marees Mundwinkel herab. Die Geschichte der Dohringens war so gemein, wie glaubhaft — für viele — erzählt.

Hanno — Hanno —

Biegung. Die große Straße, Maree gab Gas.

Der Wagen sauste wie ein Pfeil auf die Richtung Rominten zu.

Ein paar Minuten später hielt sie im Gutshof.

„Die gnädige Frau?“

„Oben im Zimmer von Herrn Hanno . . .“

Ein verärgertes Mädchen brachte Maree nach oben. Eine Tür öffnete sich, aus dem Halbdunkel eines Raumes löste sich eine Frauengestalt.

Franziska! Aber war das noch Franziska? — Dies weiße, erloschene Gesicht, mit den Augen, die glanzlos und stumpf blickten.

„Liebe — Liebes, wie geht es ihm?“

Maree hält Franziskas Hände in den ihren.

„Ich — es ist — vielleicht —“

Franziskas Stammeln ist kaum zu verstehen.

„Bitte, Fränze, darf ich herein zu ihm?“

Franziska macht eine müde Bewegung nach der Tür, Maree öffnet und hält die Freundin am Arm, während sie auf das Bett zugehen. Marees Augen suchen den Jungen, sein Kopf liegt zurückgeworfen in den Kissen. Zwei herbe Falten ziehen sich um seinen Mund. Eine fast hochmütige Ablehnung liegt über seinen Zügen.

Maree fühlt Franziskas schwankende Gestalt neben sich, sie wendet sich zu ihr und ihre Arme umschlingen sie.

„Liebe Fränze“, murmelt Maree.

Franziska schüttelt den Kopf. Es ist etwas Hülfsloses in ihren Augen. Sie läßt Maree los, macht ein paar Schritte auf das Bett zu. Da fällt sie hin, ihr blasser Kopf gräbt sich in die Decken.

„Hanno“, stammelt sie, „du darfst nicht auch — — mein Gott, laß das nicht zu! Nicht! Du darfst von mir nicht gehen, wie dein Vater! Mein Gott, das ist nicht möglich! Du — du —“

Franziskas Körper bäumt sich auf:

„Du kannst ihn mir nicht auch nehmen, mein Gott.“  
Ein Aufschrei drängt sich auf Marces Lippen.  
Sekundenlang hält sie die Hände gegen ihr wild-  
schlagendes Herz. Dann kniet sie neben Franziska, sie  
hält die zitternde Gestalt in beiden Armen, sie murmelt  
beruhigende Worte, deren Sinn sie selbst nicht versteht.

Es ist, als ob ein Schicksal sich in diesem Zimmer er-  
füllte, in diesen zwei Frauen.

Als Paul Offersdorf eine Stunde später herein-  
kommt, liegt Franziska schlafend auf dem Sofa. Maree  
sitzt am Bett. Sie hat ein zartes Lächeln in den Augen.  
Paul beugt sich zu ihr herab:

„Wie findest du ihn?“ fragt er gedämpft.

„Der Arzt war gerade da, er sagt, es sei ganz  
ordentlich!“ flüstert Maree zurück. „Aber Fränze  
braucht dringend Ruhe. Sie schläft jetzt da drüben,  
später mußt du sie zu Bett bringen, hörst du? Ich  
bleibe vorläufig da und helfe.“

\*

Es ist die zweite Nacht in Kominten. Maree steht  
in Hannos Zimmer und starrt in die Dunkelheit.  
Drüben liegt der Junge und schläft. Er war heute  
schon kurze Zeit bei Besinnung, in einem Augenblick,  
als seine Mutter gerade bei ihm war. Er hat nur ein  
paar Worte gesprochen, aber ganz klar, wie Franziska  
Maree mit einem glücklichen Lächeln erzählt hat. Und  
die Wunde in der Brust, so nah dem Herzen, ver-  
heilt gut.

Maree fröstelt in dem Rimono, sie geht zum Ofen  
und legt sehr behutsam Holzstücke aufs Feuer. Dann  
bleibt sie stehen, an die Kacheln gelehnt.

Ihre Gedanken kehren seit zwei Tagen immer zu  
demselben Kreislauf zurück: Was soll mit Hanno  
werden, wenn er erst gesund ist? Dieser seltsame Ausbruch,  
dessen eigentlichen Grund sie nicht finden kann — denn  
eine Verliebtheit in Li Dehringen ist, bei Hannos Art,  
schwer vorstellbar, — darf nicht noch einmal in irgend-  
einer Art vorkommen. Aber wie soll man Hanno beein-  
flussen? Wie kann man ihn aus dem Zwiespalt  
befreien, der damals begann, als Frank in Rotau ein-  
brach? Als Hanno ihr half, Frank zu befreien,  
worunter der Junge so maßlos geitten hat.

Mühte nicht Frank ihm helfen? Ist er nicht der ein-  
zige, der nach Blut und Eigenart der Nächste dazu ist?  
Er sollte uns beiden helfen, dem Jungen und mir, süßt  
Maree, Hilflosigkeit im Herzen — — — ach, und wie  
sollte das möglich sein? Die Sehnsucht, die verzweifelte  
Sehnsucht nach Frank, die in ihren Nerven und in ihrem  
Blut lebt, wird hellwach in der Einsamkeit der Nacht.

Ihr Blick geht zu dem Schlafenden hinüber. Mühte  
man es ihm nicht sagen, wem er damals geholfen hat,  
— grübelt sie. Würde ihm das nicht vielleicht mit  
einem Schlag alles erleichtern?

Der Kranke im Bett bewegte sich. Maree kam heran  
und beugte sich über ihn.

„Maree?“ kam Hannos Stimme, leise, verwundert.

„Ja, Lieber, ich bin ein bißchen bei dir, weil deine  
Mutter gerade schläft.“

„Ja, und du?“

„Ich sitze da drüben und lese.“

„Du warst gestern da — und vorgestern schon . . .“

Hanno lag ganz still und sah Maree mit nachdenk-  
lichen Augen an.

„Bist du denn da wach gewesen? Wir dachten alle,  
du schliefst.“

„Ich hab' dich aber gesehen . . . Ist es jetzt Nacht,  
Maree?“

„Jawohl, Hanno, so ungefähr vier!“

„Sitzt du dich ein bißchen her?“

„Gern, wenn du willst!“

Maree zog sich einen Stuhl ans Bett.

„Magst du nicht mehr schlafen, Hannolein?“

„Nein. — — — Maree?“

„Ja?“

„Ist Mutter sehr aufgereggt?“

„Jetzt nicht mehr, weil es dir besser geht!“

„Und der Vater?“

„Auch — nicht mehr, Hannol!“

„Maree — hast du sehr schlecht von mir gedacht?“

„Von dir? Nein, keinen Augenblick!“

„Wirklich nicht?“

„Aber Hanno — ganz gewiß nicht!“

Seine Augen ließen sie nicht los.

„Gerade du!“ sagt er leise.

„Wie — gerade ich?“

„Ich meine — hast du gedacht, daß ich etwas mit  
dem Mädcl gehabt hätte?“

„Aber Hanno — nein. Und schließlich ist ein Kuß  
ja doch wirklich nichts so Schlimmes! Denn an die  
Räuber Geschichte, die die Mutter Dehringen losgelassen  
hat, habe ich doch keine Sekunde geglaubt!“

„Maree — du sollst es wenigstens verstehen! Ich  
habe so stark an dich gedacht, die ganze Zeit . . . Und  
sie ließ mir nach, den ganzen Abend . . . da, da war's  
— ich weiß selber nicht mehr, wie ich das konnte —  
ich sah plötzlich dich! Und wie ich dann nach Hause kam,  
überfiel's mich, ich konnte nicht weiter —“

Er verstummte. Maree sah vor ihm, mit großen  
erschrockenen Augen und einem mühsamen Lächeln.

„Lieber Bub“, sagte sie leise und stockend, „bitte, reg'  
dich nicht auf! Sieh mal, du mußt jetzt gesund werden,  
gelt? Und da mußt du alle Grübeleien beiseite lassen!“

„Gesund werden — Maree? Wozu denn — — —“

„Aber Lieber!“ Maree faßte nach seiner Hand, ihre  
Stimme klang zuversichtlich und sehr tapfer, „weißt du  
denn nicht, warum du bald gesund werden mußt? Weil  
du mal was Tüchtiges werden mußt, denn, das hier  
alles, das gehört dir doch einmal!“

Der Traum von Frank versank — man mußte allein  
fertig werden.

„Weißt du, Hanno“, leise sprach Maree weiter.  
„Was sollte denn der Vater machen, wenn er nicht mehr  
würkte, für wen er das Gut erhält? Du darfst doch  
nicht vergessen, daß du der Älteste bist, Hanno! Du  
mußt einmal hier arbeiten, damit alles deutsch bleibt!  
Das kann nur einer, der hierher gehört!“

Marees blaßes Gesicht hatte sich gerötet, sie hatte  
einen jungen Glanz in den Augen.

„Maree — glaubst du denn, daß ich das jemals  
könnte?“ kam Hannos zögernde Stimme dagegen.

„Glauben? Aber Hanno, das weiß ich doch! Und  
jetzt mach' dir keine Gedanken mehr — bitte! Du mußt  
jetzt vorläufig nur gesund werden, gar nichts sonst! Und  
dann dürfen wir dir ein bißchen helfen — — gelt?“

Hanno unklammert Marees Hand, er nickt und  
schließt die Augen. Sie steht einen Augenblick über ihn  
gebeugt, spürt einen Strom von Zärtlichkeit in ihrem  
Herzen, und, mit einem traurigen Lächeln richtet sie sich  
wieder auf.

Aus dem Nebenzimmer nähern sich Schritte, die  
Tür geht auf. Es ist Franziska.

„Ihr habt gesprochen, Maree? Es geht ihm doch  
nicht schlechter?“

„Keine Spur, Fränze, er war sehr frisch sogar und  
ist bestimmt über den Berg jetzt!“

„Wirklich — glaubst du?“

„Aber sicher, Liebes! Jetzt kommt's nur darauf an,  
daß man ihm auch weiter hilft — verstehst du — ich  
meine seelisch.“

(Fortsetzung folgt.)

### Blumensucher im Frühling.

Man will etwas von ihm in Händen haben,  
Man ist so lenzbetört, so lenzverliebt!  
Man weiß, wo es im alten Festungsgraben  
Die größten Mengen blauer Beilchen gibt.  
Man sucht die alten Himmelschlüsselstellen,  
Man pflückt den ersten Anemonenstrauch.  
Man weiß, wo die Ranunkelnospfen schwellen,  
Und trägt ihr erstes blankes Gold nach Haus.

Frida Schanz

# Der Zauberer von Medan.

Von Dr. Fred Schults-Bab Drb.

„Sagen Sie mal, sind Sie letzte Woche in Medan gewesen, Herr Doktor? Da tritt ja ein Mann auf, ein Malaya, der ganz fabelhafte Kunststücke macht.“

„Nein, meine Zeit ist dermaßen beschränkt, daß ich keinen Tag hier abkömmlich bin. Sie begreifen doch — ich als einziger Arzt für fünf Plantagen; aber interessieren würde mich die Sache sicher“, antwortete ich.

„Alles steht vor einem Rätsel. Eine Gesellschaft von Ärzten hat den Mann in kleinem wissenschaftlichen Zirkel auftreten lassen und untersucht. Und alle sollen sich darüber einig gewesen sein, daß hier von einfacher Gaukelei keine Rede sein kann. Er soll übrigens dieser Tage auch im Klub von Kikaran auftreten. Er heißt Achmed und soll imstande sein, leblose Gegenstände seinem Willen gefügig zu machen, ohne sie zu berühren.“

„Die ganze Kunst dieser Leute beruht doch nur auf der Leichtgläubigkeit der eingeborenen Zuschauer, die während der Versuche in respektvoller Entfernung bleiben und alles für bare Münze nehmen, was der Zauberer zu tun vorgibt“, zweifelte ich. „Nein, ich halte nichts von solchen Dingen. Aber ansehen will ich mir unsern Achmed doch.“

Drei Tage nach diesem Gespräch wohne ich einer Vorstellung Achmeds, des Zauberers, im Klubgebäude zu Kikaran bei. Die Pflanze Sumatras, sensationslüstern und begierig nach Abwechslung jeder Art, haben sich zahlreich eingefunden. Herren und Damen sitzen an langen Tischen und trinken. Alles in gespannter Erwartung. Auf der hell erleuchteten Bühne erscheint Achmed. Er ist ein mittelgroßer, schlanker junger Mann, vielleicht 28—30 Jahre alt. Auffallend ist der gutmütige Ausdruck seiner Züge und seine Nervosität. Er geht europäisch gekleidet, trägt einen weißen Tropenanzug und dazu einen Turban.

Ein Diener bringt einige Geräte zu den Experimenten herein, ein paar Biergläser, ein Streichholz-Schächtelchen. Jeder kann sie besichtigen. Auf Geheiß Achmeds legt der Diener die Bündel Schächtelchen in ein leeres Bierglas, während er selbst mit hastigen Schritten auf und ab geht und nervös eine Zigarette raucht. Auf ungefähr fünf Meter Abstand von dem Tische erhebt er die rechte Hand und, wie wenn er zielen wollte, streckt er sie in der Richtung auf das Glas aus. Darauf ertönt in befehlendem Tone von seinen Lippen: „Satu ... dua ... tiga ...“ (Eins, zwei, drei.) Nichts erfolgt. Achmed ist sichtlich erregt.

„Satu ... dua ... tiga ...“, ruft er nochmals. Wieder nichts. „Es sieht aus, als wollte der Mann verzweifeln. Er nimmt abermals Aufstellung, streckt die Hand und die Finger gebieterisch nach dem Glase aus. Die Hand zittert, schwankt etwas, und genau so zittert im Glase jetzt das Streichholzschächtelchen.“

„Satu ... dua ... tiga ...“, und in hohem Bogen springt die Schachtel aus dem Bierglase heraus und fällt zu Boden. Achmed verneigt sich schweigend mit ernster Miene.

Ein goldener Trauring wird durch einen der Anwesenden in ein leeres Weinglas gelegt. Auf dem Tisch stehen außerdem noch zwei leere Gläser. Achmed streckt bloß die Hand in Richtung des Ringes aus, und schon hebt und senkt sich der Ring im Glase, tanzt, hüpfet und steigt schließlich bis zum Rande des Glases hinauf. Einen Augenblick verweilt er auf dem Glasrand, wie wenn er eine Unterfunktsmöglichkeit suche, und schwebt dann in einem eleganten Bogen über einen Abstand von wohl zwei Metern weg auf den Rand eines der anderen Gläser zu, fällt klingend auf den Boden des Glases und tritt von dort seine Wanderung in das dritte dastehende Glas an.

Einen Sturm der Begeisterung löst Achmed aus, als er zwei einfache japanische Puppen, ein Dirndl und einen uniformierten Schutzmann darstellend, zur Musik des Grammophons tanzen läßt. Wir alle haben die Puppen vorher gesehen. Es sind ganz primitive Fabrikzeugnisse ohne irgendwelchen Mechanismus. Die Puppen richten sich von selbst auf, als er aus fünf Meter Abstand seine Hand ausstreckt. Sie bewegen sich tatsächlich im Tanzschritt auf der Tischplatte und fallen im gleichen Moment um, als Achmed seine Hand sinken läßt.

Der Beifall will kein Ende nehmen. Aber Achmed scheint müde zu sein. Er geht, sich verneigend, hinter die Kulissen. Einige angetrunkene holländische Pflanze wörteln, machen höhnische Bemerkungen über den „Inlander“.

Arme Tröpfe, wißt ihr auch, wie teuer der arme Kerl, der Achmed, seine magischen Kräfte bezahlt? Er ist und trinkt nur wenig, schläft nachts nur 4—5 Stunden, er spielt nicht, nur rauchen muß er von Zeit zu Zeit vor seinen Experimenten. Achmed hat 14 Tage in meinem Hause als Gast gewohnt. Ich habe es mich nicht verbrießen lassen, alles mögliche mit ihm anzustellen. Sämtliche bereits beschriebenen Experimente führt er bei Tageslicht oder bei Lampenschein, an beliebiger Stelle des Zimmers oder im Freien und vor beliebig vielen Zuschauern aus. Nichts Merkwürdiges hat er an sich. Kein Trancezustand. Immer gewinnt man den Eindruck, er ist Herr der Situation. Beim Medium kommen

die jetzigen Erscheinungen unermesslich, unabhängig von menschlichen Willen. Der Achmed bewußtes Beherrschendes lebloser Materie durch den gefassten Gedanken. Er bezieht den toten Gegenständen, und sie gehorchen.

Achmed ist eine willige Versuchs-Person, ein beschreibener, angenehmer Gast, der mir vor allen Dingen durch seine Ehrlichkeit imponiert. Meine Einladung, im Fremdenzimmer zu logieren, lehnt er aus Bescheidenheit ab. Er schläft seine 4—5 Stunden auf harter Bambuspritsche in der Kammer des javanischen Boys, einmal übertrafchte ich ihn im Schlafe. Er liegt auf dem Bauche, den Kopf auf dem rechten Unterarm. Die nackten braunen Füße hängen mit den Zehen nach unten über die Pritsche hinaus. Während er fest schläft, pendelt der linke Fuß in rhythmischen Takt hin und her. „Das ist immer so, jedesmal, wenn er schläft“, jagt erklärend mein Boy. „Er ist fast gar nichts, nur etwas roten Reis und ein klein wenig Salzstich und Gemüse dazu.“

Deute ist der letzte Tag, den Achmed in meinem Hause zubringt. Schon am frühen Morgen haben wir im hellen Sonnenlicht experimentiert. Ich habe Streichholz-Döschen und Ringe in der Schwebel fotografiert. Ein Tisch ist ausgeschlossen nach dem Ergebnis der Platten. Am Nachmittag desselben Tages sitzen wir noch einmal zusammen.

„Was wünschen Sie noch zu sehen, Herr Doktor?“ fragt mich Achmed. Ich mache ihm verschiedene Vorschläge, er führt sie alle aus, stehend, in einem Abstand von 5—6 Metern. Eine am Boden liegende Mücke kommt auf Befehl pfeilschnell auf ihn zugeschossen, steigt bis ans Knie hinauf. Die Franzen eines Lampenschirms bewegen sich auf meinen Wunsch wie durch einen Sturm geblasen nach jeder beliebigen Richtung. Ein an der Wand hängendes Bild mit schwerem Rahmen wird unten von der Wand abgehoben und bewegt sich pendelnd am Nagel hin und her. In einem aufgeschlagenen dicken Buche werden die Seiten selbsttätig umgeblättert. Ich lasse Achmed seinen Namen auf Papier schreiben und lege den Bleistift daneben. Der Bleistift richtet sich auf und schreibt — wenn auch schwach und kaum lesbar — Achmeds Namen. Die Puppen tanzen auf dem Tisch zum Grammophon im Walzertakt und lassen sich darauf. Eine von Achmed mit den Fingerringen frei im Zimmer gefassten losen läßt er auf mein Kommando: „Satu ... dua ... tiga ...“. Die Zeitung schwebt frei in der Luft. Achmed tritt mit ausgestreckter Hand einige Meter zurück, während ich mit einem javanischen Dolch über und unter, hinter und vor der freischwebenden Zeitung alles abtaste. Sicher zwei Minuten lang hält dieser Zustand an ... da ertönt der Hustenstoß eines meiner zahlreichen Gäste den Zauberer, so daß die Zeitung augenblicklich zu Boden fällt.

Viele andere Experimente werden noch vorgenommen. Ein Spazierstock, auf der Öffnung eines Bierglases liegend, dreht sich langsam im Kreis herum; auf die Erde gestellt, dreht er von selbst sehen, während einige Ambänder, in einen Hut gelegt, aus diesem heraus und in die Höhe schweben. Seltsame magische Kraft, die anzieht und abstößt wie ein Magnet und die Geheße der Schwerkraft ausschaltet, die die leblose Materie unter ihrem Willen zwingt. Wie, wenn dieser Zauberer eines Tages auf Kommando anderen Leuten die Geldstücke aus den Taschen spazieren ließe und in seine Tasche. Zweifellos wird er auch das können, aber er ist zu anständig dazu ...

Wie ich mir das erkläre? Achmed hat mir mitgeteilt, wie man es macht.

Achmed jagt: „Eigentlich bin ich ja ein Schwindler. Wenn ich die Hände ausstrecke, kommt es wie ein hellgrüner Draht aus meinem Mittelfinger heraus. Das sehe nur ich, andere nehmen es nicht wahr. Dieses Grüne löst vor, zieht sich zurück, nimmt immer längere und festere Formen an, und auf einmal fühle ich einen leichten Ruck im Finger. Das ist ein Zeichen, daß ich Kontakt mit meinem Gegenstand habe, und dann kann ich damit machen, was ich will. Ich habe seit Jahren Enthaltensamkeit in allen Dingen des Lebens geübt. Einmal sah ich einen Mann, der einen Spazierstock auf einem Wasserglas drehen ließ, ohne ihn zu berühren. Mir imponierte das gewaltig. Ich versuchte es auch, immer und immer wieder. Stundenlang habe ich morgens nach dem Aufstehen den Stock angestarrt, und eines Tages bewegte er sich. Von der Zeit an gehorchten mir die leblosen Gegenstände. Mein Traum ist, soweit zu kommen, daß ich mich aus eigener Kraft von dem Erdboden in die Höhe erheben und in der Luft schweben kann.“

Ich habe niemals mehr etwas von Achmed gehört. Er ist plötzlich verschwunden, kein Mensch weiß wohin. Wie merkwürdig, daß ein Mensch, der so viel Aufsehen gemacht hat, spurlos untertauchen kann. Er hat mir versprochen zu schreiben, Bericht zu erstatten über seine Erfolge. Nichts von alledem. Wie er aufgetaucht ist an der Südküste Sumatras, plötzlich und aufsehenerregend und doch so bescheiden, so ist er auch wieder untergetaucht in diesem geheimnisvollen Lande, verfunken im Strudel der Vergessenheit.

## Eerlauf.

Skizze von Marianne Winter-Ragdeburg.

Ein kleines, behaglich warmes Zimmer. Die Vorhänge sind geschlossen, ein schmaler Spalt läßt eine Vogenlampe der Straße mehr ahnen als sehen. Von der Zimmerbede fällt weiches, weißes Licht; und von diesem Schein getroffen, erhält jeder alte Goldrahmen an den Wänden einen eigenen, gleißenden Blickfang. Die Möbel haben einfache Formen.

Nicht von der gleichen Einfachheit und Ruhe ist der Mensch in der Stube. Zwar sitzt er fast bewegungslos im langen Sessel am Ofen. Seine innere Unruhe verrät sich nur durch das hastige Aufschlagen der Zigarre auf den Ascher, den der Raucher nervös häufig benutzt.

Der Mann betrachtet wie im Unterbewußtsein die Lichtpunkte auf den Goldrahmen. Jetzt vergleicht er ihre Lage zu einander und beginnt zu berechnen, wo diese Reflexe wohl sitzen würden, wenn er die rechte Seitenlampe am Fenster einschaltet. Dann beginnt er die aus der gedachten Lichtquelle folgernden Schatten zu berechnen. Das große Bild würde ein riesiges, verschobenes Rechteck auf die Tapete legen, wenn nicht die in Rahmennähe beginnende Querwand des Zimmers diesen Schatten bräche und aus seiner Bahn lenkte.

Ja, wenn nicht ... Himmel, wohin kommt man mit seinen Gedanken, wenn man unläugig im Zimmer sitzt und wartet. Worauf wartet er eigentlich? Er könnte doch irgend etwas Sinnvolles vornehmen. — Aber, es sitzt sich so behaglich am Ofen.

Behaglich? Wie so behaglich! Er ist doch in höchst gereizter Stimmung. Kam vor einer Stunde nach Hause, und niemand erwartete ihn. — Freilich war sein Kommen für zwei Wochen später angemeldet.

Jedoch Elsa! — Ja, die kann beim besten Willen nicht hier sein, ist ja im Dienst. Heute abend gibt man den „Freischütz“, Elsa singt die Agathe, da kann sie natürlich nicht zu Hause sein, ist eben im Beruf, im Theater.

Der Mann fühlt förmlich, wie er langsam unausweichlich wird. — Das mag heut kein heiterer Abend werden!

Ob wohl Tremor den Max singt? Elsa hat sich kürzlich in ihren Briefen über des Partners schlechten Dialog beklagt. Mit welchem Rechte verlangen eigentlich Weber, Vorhang und gar erst Mozart von den Sängern Dialog? Ist die Anforderung, die sie an die Musikalität des Künstlers stellen, nicht schon groß genug? Warum dann noch dieses unbillige Verlangen, die Stimme auf den Sprechton umzustellen?

Ja, Elsa, seine Elsa, ist auch darin bewundernswürdig, aber Tremor zerreißt mit seinem Dialog jegliche Stimmung, und Elsa hat überempfindliche Nerven beim Spiel.

Elsa wird überreizt nach Hause kommen. Er erlebt es jetzt schon, wie sie ins Zimmer tritt, ungeheuer leidend aussehend. Man muß sehr, sehr schonend mit ihr umgehen, dann legt sich ihre Spannung. Heute aber ist ihm dies Eingehen auf Elsas Art unmöglich, er braucht selbst Verständnis und schonenden Zuspruch. Der Geschäftsräger, der ihm geschehen, ist doch schließlich größer zu bewerten als die Bestimmung darüber, daß der Max im Freischütz mit flachem Tonfall spricht. Das ist überhaupt eine lächerliche Kleinigkeit ...

Im Hintergrunde klappt eine Tür, und der Mann hört vom Nebenzimmer her Klappern von Tassen und Tellern. Das wird Toni sein, die zum Theaterschluß für ihre Herrin Tee bereitet. Tee könnte er auch trinken! Aber wenn er jetzt ins Eßzimmer tritt, dann bekommt das törichte Mädchen einen Heidenerschreck, da ja niemand etwas von seiner Gegenwart ahnt.

Am besten wäre es wohl, er nähme Hut und Mantel und läutete an der Wohnungstür Sturm. Lächerlich, diese Rücksicht auf das alberne Ding, die rotblonde Toni! Schließlich ist er doch hier der Hausherr und wird kommen können, wann er will. Dieses endlose Wartenmüssen ist wirklich peinlich, und seine Unterhaltung mit Elsa wird leider gereizt ausfallen.

Da geht die breite Eßzimmertür weit auf, Licht stutet herein, und vor ihm steht Elsa im fließenden lindfarbenen Seidenschleppkleide. Jung, strahlend schön und reizvoll neu für ihn wie stets.

Elsas liebe warme Stimme: „Das ist aufmerksam von dir, still zu warten, bis unser kleiner Abendimbiss fertig wird. Toni sah durch eine Türliche Licht im Wohnzimmer, entdeckte im Vorraum deinen Hut und Mantel, fing mich im Haustor ab, wir benutzten die Nebentreppe. Du warst ungeheuer rücksichtsvoll. Ich traune, wie erholt du bist nach den kurzen Wochen. Nur stumm scheinst du geworden zu sein. — Bitte, setz dich zu mir! — Toni, Rum und Tee! — Doch lies zuerst das Telegramm, das wir dem Boten am Haustor abnahmen.“

Des Hausherrn Stirn unwohlt sich. Jetzt kommt sicher der Hauptträger. Schade, nun wird der Abend ganz verdorben sein und Elsa sieht doch geradezu entzückt aus in dem neuen Kleide.

Das Telegramm ist ganz kurz und läßt eine fast verklärende Wirkung auf ihn aus, daß Elsa überrascht ruft: „Mein, wie freut du dich, wie gut siehst du aus! Und ich mußte nach deinen Briefen einen verärgerten Mann erwarten.“

Da nun Kräfte und Stimmungen in dem Manne frei werden, die durch Berufsärger und Gereiztheit eingefangen waren, ist die ihm zu Gebote stehende Liebeshörigkeit, die seinem Wesen großen Reiz verleiht, bereit, die empfindsame Elsa zu verstehen und zu trösten, die — er muß es wirklich anerkennen — Großes an Überwindung leistet.

„Nimm doch von dieser Platte und laß dir nur schnell erzählen: ein herrlicher Freischützabend! Nicht Tremor — der Arme ist stark erkältet — sondern Sprechmann aus Berlin sang den Max. Himmlisch! Und sprach einen Dialog, einfach wundervoll! Magst du von diesen Fischchen?“

Elsas Mann ist schwer enttäuscht. Da ist ja gar nichts hinwegzutönen. Die ersten Worte, die er endlich findet, sind: „Heute geht ja aber auch alles, alles verkehrt!“

Elsa versteht ihn nicht und lacht ihn mit funkelnden, strahlenden Augen an. Und der Abstand zwischen seinem mühsam aufgestapelten Gemisch von Grimm, Getränktheit und Langeweile und dem, was der Mann hier bei Elsa an Freude, Schönheit und Lust findet, ist so gewaltig groß, daß er aus vollem Herzen lachen muß.

Elsa nickt ihm zu: „Wirklich eine köstliche Idee von dir, mich zu überraschen.“

Er, durchwärtet von dem Bewußtsein, daß niemand seine innere Ursache bemerkt hat, verspeißt gnädig nickend, nun wieder Beherrscher der Lage, eine zarte, setze Osardine.

Es wurde ein sehr heiterer Abend.

## Der preussische Pfiff.

Eine Anekdote von Hans Wieland.

Bekanntlich war Friedrich der Große ein Herrscher, der seine Augen und Ohren überall hatte und seine Nase in mancherlei Dinge steckte. Des öfteren hüllte er sich in einen alten Soldatenmantel und ging in die Wirtshäuser, um hier das Treiben seiner Soldaten zu beobachten.

So traf er auch einmal einen Fusilier an, der ihn in stark angeheitertem Zustand zum Mittrinken aufforderte. Nach einigem Sträuben willigte der Alte Frey ein und fragte ihn zugleich, wo er das Geld zu solcher Zechen hernähme, denn der Sold reiche doch nicht dazu hin.

„Ja“, meinte der Soldat, „das ist eben der preussische Pfiff!“

„Was ist das, der preussische Pfiff?“ entgegnete der König.

„Das kann ich dir nicht sagen“, erwiderte der Soldat, „du könntest mich verraten.“

Diese Antwort machte den Alten Frey neugierig, und er drang in den Soldaten, bis dieser ihm das Geheimnis bekannte.

„So hör denn“, begann er, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist, es ist ja jetzt Frieden — was brauche ich z. B. eine stählerne Säbellsäge — die ist verkauft, siehst du?“ Und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem König eine hölzerne Klinge. Dieser nickte schmunzelnd und ging weiter. Er hatte sich aber den Soldaten wohl gemerkt, und nach einiger Zeit kam der Befehl, ein bestimmtes Regiment solle vor dem König zur Parade antreten.

Der König erscheint, reitet einige Male auf und ab, und als er den bewußten Soldaten herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann vorzutreten. Darauf sagt er zu dem Mann mit dem preussischen Pfiff: „Zieh deinen Säbel und hau deinem Nebenmann den Kopf ab!“

Der Soldat erschrickt gewaltig, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl tun? Mein Kamerad hat mir ja gar nichts zu Leide getan.“

„Zieh!“ ruft der König, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abschlagen.“

Da bleibt dem Mann mit dem preussischen Pfiff nichts übrig, er legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel und ruft: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Nord behüten und geben, daß meine Klinge zu Holz wird!“ Und siehe da, wie er den Säbel herausgezogen hat, ist die Klinge von Holz.

Der Alte Frey aber lachte herzlich und sagte: „Ich merke, du verstehst wirklich den preussischen Pfiff!“